



**Tomasz
Bialkowski**

Ein Masurenkrimi

**MAUL
BEER
BAUM**

Schruf • Stipetic

Maulbeerbaum. Ein Masurenkrimi.

Deutsche Erstausgabe
© Schruf & Stipetic GbR, Berlin 2014
www.schruf-stipetic.de

Titel der Originalausgabe: *Drzewo morwowe*
© 2012 Tomasz Bialkowski

Covergestaltung: Kathrin Mock

ISBN: 978-3-944359-37-3

Für die deutsche Ausgabe wurde die Originalausgabe bearbeitet.

Vervielfältigung und gewerbliche Nutzung nur nach ausdrücklicher Genehmigung der Schruf und Stipetic GbR.

Tomasz Bialkowski

Maulbeerbaum

Ein Masurenkrimi

Übersetzt von Ewa Krauss

schruf & stipetic

26. Januar 2004, Montag

Um einen rechteckigen Holztisch standen sechs Stühle. Auf einem davon saß gebückt ein grauhaariger Mann. Er strich sich mit den Händen über die mageren, nahezu knöchigen Oberschenkel, dann griff er ungelent an seine Knöchel. Langsam streckte er die steifen Glieder und richtete sich wieder auf. Mit feuchten Augen starrte er stumpf auf ein graues Blatt Papier, das vor ihm lag. Er ließ den Zeigefinger darauf kreisen und trommelte mit dem Daumen. Schließlich zerknüllte er das Blatt Papier mit der rechten Hand und warf es auf den verschlissenen Teppich. Schwerfällig erhob er sich und stakste auf seinen schmerzenden, dünnen Beinen in den Flur. Mit sichtlicher Mühe schob er die Füße in schwarze Lederschuhe und nahm einen braunen Wollmantel vom Kleiderhaken. Auf den Kopf setzte er sich eine Nerzfellmütze. Er schaltete das Licht aus.

Vor der Wohnungstür blieb Raimund Gesler stehen. Seine Hand umklammerte den Türgriff, als ob er sich darauf stützte. Dann machte er das Licht wieder an und ging zurück in die Wohnung. Sein Blick wanderte über den gemusterten Teppich. Endlich fand er das zerknüllte Papier. Er hob es auf und ging zum Tisch. Mit der Handkante strich er das Papier glatt und kramte ein Feuerzeug aus der Hosentasche. Eine Flamme loderte auf. Im nächsten Moment legte er den brennenden Brief in einen Aschenbecher. Er zog den beißenden Rauch tief in die Lunge und verfolgte aufmerksam, wie das Blatt verbrannte. Als es sich in eine zarte Aschehaut verwandelt hatte, spuckte Gesler in das schwere, gläserne Gefäß. Langsam und bedächtig zerrieb er die Asche zwischen seinen knöchigen Fingern, bis diese ganz grau waren.

Der alte Mann drehte sich um und schlurfte in seinen abgetragenen Schuhen zu einem alten Radioapparat aus der Vorkriegszeit.

Es war ein Telefunken-Gerät, Modell Fenomen Mb 713, hervorragend erhalten. Gesler hatte aber nicht vor, Musik zu hören. Mit schmutzigen Händen griff er ans blank polierte Gehäuse und drehte das Gerät um 180 Grad. Dann löste er die provisorisch befestigte Rückwand und holte einen in Stoff eingewickelten Gegenstand heraus. Er schlug das Tuch auf und wog die von Schmieröl glänzende Pistole in seiner Hand. Nachdem er sie mit dem Stofflappen abgerieben hatte, ließ er sie geschickt in die Innentasche seines Mantels gleiten.

Diesmal vergaß er, das Licht auszumachen. Die Wohnungstür aber schloss er sorgfältig hinter sich ab. Er verließ das Treppenhaus des Mietshauses in der Grunwaldzka-Straße 11. In unmittelbarer Nachbarschaft befand sich die kleine Turnhalle des Sportklubs *Budowlani*, wo die Ringer trainierten. Ein schwacher Lichtschein fiel aus den Fenstern auf die Straße. In Geslers Kindheit hatte dort eine Synagoge gestanden. Genau in dieser Straße hatte man 1941 alle Juden der Stadt und der Umgebung in einem Altenheim zusammengetrieben und dann an einen unbekanntem Ort gebracht. Und jetzt war er an der Reihe. Ohne jeden Zweifel.

Plötzlich fühlte er eine unangenehme Kälte. Er rückte die Pelzmütze zurecht, schlug den Mantelkragen hoch und sah auf die Armbanduhr. Obwohl es erst drei Uhr nachmittags war, lag die Straße im Dunkeln. Schmutzige Schneehaufen türmten sich auf den Grünflächen und am Rand der Bürgersteige und ließen nur eine schmale Gasse frei, durch die sich die Menschen langsam und vorsichtig bewegten, um nicht auszurutschen. Gesler ging zum Taxistand an der Jana-Brücke. Unterwegs kam er an dem großen bröckelnden Obelisken vorbei, an dem eine Messingtafel angebracht war: »Am 3. Februar 1807 hielt sich Napoleon hier mit der Absicht auf, der russischen Armee eine Schlacht zu liefern.« Normalerweise musste er immer schmunzeln, wenn er diese alberne Inschrift las. Napo-

leon *hielt sich mit der Absicht auf!* Und das war Grund genug für eine Gedenktafel? Was für ein stumpfsinniges Volk! Hatten sie das Dezemberdekret schon vergessen? Lumpenpack! Woher kam diese unerwiderte Liebe zum Tyrannen?

Heute war ihm aber nicht zum Lachen zumute. Am Zebrastreifen blieb er stehen, obwohl er die Straße bequem noch vor dem herankommenden weißen Opel hätte überqueren können. Gesler hatte es nicht eilig. Er ging über die Brücke und schaute auf den Fluss hinunter. Trotz des heftigen Frosts war die Lyna noch eisfrei. In jungen Jahren hatte er hier häufig gepaddelt. Es war sein einziges Hobby gewesen. Im Kajak musste man an nichts anderes denken. In diesen paar Stunden auf dem Fluss war die Welt rein und voll intensiver Düfte. Beim Paddeln hatte er nicht über seine tagtägliche Arbeit nachdenken müssen. Jetzt aber war die Lyna wild und düster. So wie er selbst.

Am Taxistand stieg er in einen dunkelblauen Mercedes mit einem dicken Mittfünfiger am Steuer. Gesler wies ihn an, in die Parkowastraße am Rand des Stadtwalds zu fahren. Der Taxifahrer gehörte zu denen, die mit ihren Fahrgästen immer sofort eine Unterhaltung anfangen. Er kommentierte das Chaos auf den Straßen, die glatte Fahrbahn, die miese Beleuchtung. An der Sybirakow-Allee schwelgte er in Erinnerungen an das Waldstadion. Ausgerechnet. Bestimmt war der Mann früher selbst Sportler gewesen, wahrscheinlich Kugelstoßer. Das würde seinen korpulenten Körperbau erklären. Schweigend hörte Gesler sich die Geschichte eines gewissen Szmids an, eines zweifachen Olympiasiegers, der in diesem Stadion sämtliche Rekorde gebrochen und – so wie der Fahrer selbst – eine Knieverletzung davongetragen hatte. Dann die Erzählung über den großen Leichtathletik-Wettkampf der Polen gegen die Schweizer. Der Fahrer zählte in einem Redeschwall Athleten aus der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg auf: Hirschfeld, Stock, Rosenthal. Auch

beim Kassieren schwatzte er weiter über das Stadion, das die Kommunisten ruiniert hätten. Er wünschte sie zum Teufel.

Neugierig blickte der Taxifahrer seinem Fahrgast nach, den er dem Aussehen nach für einen pensionierten Lehrer hielt. Als der Alte an dem ehemaligen Kulturzentrum vorbei auf die alte Villa zuing, deren Blechdach im Mondlicht schimmerte, meldete sich der Taxifahrer bei der Zentrale und gab seinen Standort durch.

Gesler betrat einen Weg aus Betonplatten, auf dem verharschter Schnee lag. Den Zaun, hinter dem das schmucke Gebäude stand, ließ er links liegen. Dann verschwand er zwischen den Bäumen in der Dunkelheit. Er folgte einem schmalen Pfad, der nur an den Vertiefungen in der Schneedecke zu erkennen war. Aus der Tasche holte er eine kleine Lampe, um den Weg zu beleuchten. Mit der freien Hand schob er dick verschneite Zweige beiseite. Der Schnee fiel auf sein Gesicht und seine Schulter. Es war noch kälter geworden. Gesler spürte seine Hände nicht mehr und sein Gesicht war eiskalt. Nach einer Viertelstunde erreichte er endlich eine Lichtung und konnte wieder aufrecht gehen. Er war an dem Ort angelangt, von dem der Taxifahrer gesprochen hatte. Vom früheren Stadion war nur eine schneebedeckte schilfüberwucherte Wiese übrig, die sich im Frühjahr in einen Sumpf verwandeln würde.

Der Alte sah sich aufmerksam um. Seine Augen waren immer noch gut. Mitten auf der Lichtung glaubte er einen gebückten Körper zu erkennen, weitere Gestalten kauerten im Gebüsch am nahe gelegenen Hang. Instinktiv griff er nach der Pistole in seiner Tasche. Er schluckte und rief mit möglichst fester Stimme:

»Was willst du, Montalto? Wozu der Brief?«

Er bekam keine Antwort. In der Ferne krächzte ein Vogel.

»Ein seltsamer Ort für ein Treffen«, fuhr er fort. »Nach so vielen Jahren ... ein Vierteljahrhundert. ?«

In das Krächzen des Vogels mischte sich Hundegebell. Gesler schaltete die Taschenlampe aus und ließ sie in den Schnee fallen, holte die Pistole aus dem Mantel und entsicherte sie. Am Rand der Lichtung tauchten immer mehr Gestalten auf. Geslers Hand zitterte. Er hatte nur sechs Patronen, nicht genug für alle. Vor ihm lagen die letzten Minuten seines Lebens. Sechs Mal feuerte er aus der Makarov auf die dunklen Schatten. Das Dröhnen der Schüsse verfang sich in den schneebedeckten Zweigen und den Tribünen dieses gespenstischen Stadions.

Gesler lag zusammengekrümmt im Schnee. Irgendwo hinter ihm flog ein Vogelschwarm auf und kreiste flatternd über der Lichtung. Er hörte, wie schwere Schritte die Schneedecke durchbrachen und jemand keuchend vor ihm stehenblieb. Gesler bedeckte den Kopf mit den Händen. Sie waren auf einmal heiß. Dann spürte er einen bohrenden Schmerz im Rücken und im Nacken. Im letzten Moment kam ihm ein merkwürdiger Gedanke: Was, wenn er nicht gekommen wäre? Dann hätte Montalto ihn am Tisch in seiner Wohnung erledigt. Er verlor das Bewusstsein.

Als er wieder zu sich kam, lag er auf dem Rücken. Trotz der eisigen Temperaturen war ihm heiß. Vor allem an den Fußsohlen. Er lag mit den Füßen an einem großen lodernden Feuer, von dem ein angenehmer Duft aufstieg. Seine Füße waren nackt. Die Hose war nass, vielleicht aufgrund des Temperaturunterschieds oder aber er hatte in die Hose gemacht. So etwas hatte er schon oft erlebt. Dann ging ihm ein weiterer irrationaler Gedanke durch den Kopf: Warum hatte er sich nicht die Hände nicht gewaschen, bevor er aus dem Haus gegangen war? Und wohin waren die Vögel auf einmal verschwunden? Stattdessen erkannte er nun die Gestalt eines Mannes, der sich bedrohlich über ihn beugte. Er stieß flehentlich hervor:

»Montalto. Warum?«

Aber die Stimme, die ihm antwortete, war die eines anderen. Sie kam Gesler bekannt vor, doch er konnte sich nicht erinnern, wem sie gehörte.

»Am 26. Januar, in Smyrna, zur Zeit der Herrschaft von Marcus Antonius und Lucius Aurelius Commodus, wurde Er auf Befehl des Prokonsuls ins Feuer geworfen.«

Der Mann packte Gesler an den Füßen und zog ihn noch näher zum Feuer. Die Flammen leckten gierig an seinen Füßen und griffen auf die Hosenbeine über. Der Schmerz wurde von Minute zu Minute größer und Gesler verlor erneut das Bewusstsein. Der andere rieb ihm Schnee ins Gesicht und zog ihn wieder weg vom Feuer. Gesler wusste, dass es noch nicht zu Ende war. Er kannte sich mit dem Folterhandwerk aus. Sein Henker zog ein langes Messer aus einer ledernen Umhängetasche und sagte:

»Das ganze Volk im Amphitheater verlangte Seinen Tod. Weil die Flammen Ihm nichts anhaben konnten, wurde Er mit dem Schwert enthauptet.«

Mit letzter Kraft hob Gesler den Kopf und sah, dass die Angreifer, auf die er seine Schüsse abgefeuert hatte, nur Schießscheiben mit menschlichen Umrissen gewesen waren. Er erkannte auch seinen Henker, schaffte es aber nicht, ihn beim Namen zu nennen, bevor das Messer seine Brust durchbohrte. Er starb langsam, während der andere die Pappfiguren ins Feuer warf und ihnen beim Verbrennen zusah. Er sprach:

»Und mit Ihm zusammen gingen zwölf Einwohner von Philadelphia in den Tod.«

Als der Mörder alle Attrappen verbrannt hatte, kehrte er zu dem Sterbenden zurück. Er drehte ihn um, sodass Gesler mit dem Gesicht im Schnee lag. Der Henker kniete sich auf den Rücken des Alten und zog dessen Kopf mit einem kräftigen Ruck zu sich. Das

Genick brach mit einem knackenden Geräusch. Dann trennte der Mörder mit dem Messer den Kopf vom Körper. Er griff nach den Beinen seines Opfers und zog mit dem leblosen Körper einen blutigen Kreis in den Schnee. Die Leiche legte er in der Mitte des Kreises ab, breitete ihre Arme aus und schob die Beine zusammen, all dies mit präzisen und bedächtigen Bewegungen. Zum Schluss holte er aus seiner Ledertasche einen kleinen Plastikbeutel, aus dem er einen großen, behaarten Schmetterling herauszog. Das Insekt war weiß mit von feinen Äderchen durchzogenen Flügeln. Der Mörder hob Geslers Kopf auf Augenhöhe, drückte ihm mit der Messerspitze den Mund auf und legte den Schmetterling hinein. Er trug den Kopf in den Kreis und legte ihn dort ab, wo er ihn abgeschnitten hatte. Die Vögel, die in diesem Moment lärmend über die Lichtung flogen, sahen nun eine Gestalt, die wie ein Kreuz auf dem Boden lag. Der Mörder wischte sich die Hände im Schnee ab, steckte das Messer zurück in die Tasche und verschwand zwischen den Bäumen.

26. März 2004, Freitag

Staatsanwalt Stefan Markowski fuhr mit seinem schwarzen BMW 745i vor der alten, denkmalgeschützten Getreidemühle vor. Sie beherbergte das vornehme Hotel *Mlyn*, das wegen seiner Lage inmitten von grünen Wäldern ein beliebtes Ausflugsziel war. Der Staatsanwalt stieg aus seinem luxuriös ausgestatteten Jahreswagen, eilte durch das Foyer direkt zur Rezeption, wo er einen Personalausweis zeigte und sagte, er habe ein Doppelzimmer auf den Namen Kowalski gebucht. Das war merkwürdig, denn Markowski alias Kowalski wohnte nur einige Straßenzüge weiter in einem pompösen Haus am Ostrand von Elblag. Er erhielt den Schlüssel

und ging auf sein Zimmer, duschte und zog den Hotelbademantel an. Dann öffnete er die mitgebrachte Kognakflasche. Eine Viertelstunde später klopfte es. Mit lüsterndem Lächeln zog er die Tür weit auf, doch beim Anblick der Gestalt im Flur wich er zurück. Innerhalb einer Sekunde verzerrte sich sein Lächeln zu einer scheußlichen Grimasse. Der Mann an der Tür packte den Staatsanwalt mit seiner Rechten am Hals und schlug ihm die linke Faust in den Magen. Dann schob er ihn ins Zimmer und schloss die Tür hinter sich zu. Der perplexer Markowski alias Kowalski stürzte und riss dabei den Tisch um. Die Flasche fiel ebenfalls zu Boden. Instinktiv versuchte er nach ihr zu greifen, um sie als Waffe zu benutzen. Doch der Angreifer trat sie ihm aus der Hand und traktierte den am Boden liegenden Mann mit heftigen Fußtritten. Der Staatsanwalt hob die Hände schützend vor den Kopf und rollte sich wie ein Embryo zusammen. Er vermied es, dem Angreifer ins Gesicht sehen, aber er kannte den Buckligen mit dem verbrannten Gesicht und den grausamen Augen nur zu gut.

»Was willst du?«, stöhnte er.

Er erhielt keine Antwort. Stattdessen warf ihm der Bucklige ein Knäuel aus Sakko, Hose und Seidenhemd zu. Mit zitternden Händen streifte Markowski den Bademantel ab und zog, immer noch auf dem Boden liegend, die Kleidungsstücke an. Als er fertig war, kroch er auf allen Vieren zu seinen Schuhen. Auf Befehl des Buckligen wusch er sich das Gesicht, zog seinen Kaschmirmantel, ein Weihnachtsgeschenk seiner Frau, an und streifte die Lederhandschuhe über seine verletzten Finger. Sie verließen das Zimmer und durchquerten einige Räume, ohne eine Menschenseele zu treffen. Über die Treppe gelangten sie zur Rezeption und gingen am Empfangschef vorbei, der ihnen höflich zunickte. Er schien überrascht, dass der Gast so plötzlich in Begleitung eines *unansehnlichen Zwergs* – so beschrieb er später Kowalskis Begleiter – das Hotel

verließ. Durch die Glasscheibe zwischen Rezeption und Foyer versuchte er einen Blick ins Gesicht des Staatsanwalts zu erhaschen, doch der Gast trug einen Hut und den Rest des Gesichts verbarg ein Schal. Selbst wenn der Empfangschef es gewagt hätte, den Stammgast nach dem Grund für den plötzlichen Aufbruch zu fragen, hätte er keine Antwort erhalten. Denn der Staatsanwalt gehorchte dem Druck einer stahlharten Militärmesserspitze in seiner Lebergegend.

Sie traten vor das Hotel und gingen zum Wagen des Staatsanwalts. Markowski setzte sich ans Steuer und der Bucklige machte es sich hinter ihm bequem. Als sie losfuhren, sah Markowski, wie eine langbeinige Blondine das Hotel betrat. Für heute konnte er seine Spielchen mit dieser hübschen verruchten jungen Dame vergessen. Und die morgen beginnenden Osterfeiertage würde er sicherlich auch nicht zu Hause verbringen. Der Bucklige befahl ihm, nach Osten zu fahren. Schweigend glitten sie an schneebedeckten Äckern, Wäldern und kleinen Siedlungen vorbei. Nach etwa fünfundzwanzig Kilometern fuhren sie durch das Dorf Slobity. Kurz darauf erreichten sie eine große Schlossruine, an deren Südseite ein vernachlässigter Garten lag.

Der Wagen hielt im Innenhof der alten Residenz, die aus der Vogelperspektive wie ein gestauchtes »H« aussah. Markowski kannte diesen Ort gut. Es waren die Überreste einer gewaltigen Park- und Schlossanlage, der größten in diesem Teil des ehemaligen Preußens. Früher hatte sie dem berühmten Adelsgeschlecht von Dohna gehört. Hier hatten Könige gewohnt. Das Schloss war berühmt gewesen für seine prachtvollen Sammlungen Meißner, Berliner und chinesischen Porzellans, holländischer Porträtmalerei, für seine Bibliothek mit fünfzigtausend Bänden, das Tafelgold und -silber sowie die Delfter Fayencen. All dies war in den letzten

Kriegstagen Plünderungen oder Bränden zum Opfer gefallen. Markowski hatte diesen Ort unter Umständen kennengelernt, über die er lieber schwieg. Früher hatte er häufig in der Schlossruine verkehrt.

Der Bucklige befahl ihm, das Auto zu verlassen und stieg ebenfalls aus. Er stieß den Staatsanwalt durch knöcheltiefen Schnee in Richtung Schlosseingang. Auch im Innern der Ruine lag Schnee. Das Gebäude hatte kein Dach mehr. Die Fensterlöcher, durch die die letzten Strahlen der schnell sinkenden Sonne in den Hof fielen, ließen den Ort noch düsterer erscheinen. Der Bucklige lief auf und ab, als ob er nach etwas suchte. Immer wieder stampfte er mit den Militärstiefeln auf den Boden, bis unter seinen Füßen ein dumpfes Geräusch ertönte. Er bückte sich, wischte mit einem Handschuh den mit Ziegelscherben vermischten Schnee zur Seite und legte eine Bodenplatte aus Metall frei. Mit großer Mühe hob er die Klappe ein Stück weit an, legte sie auf seinem Knie ab, holte tief Luft und wuchtete sie dann mit einem Ruck ganz auf. Vor ihnen klappte jetzt ein schwarzes Loch. Der Bucklige deutete nach unten und Markowski trat wortlos an den Rand. Als sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, sah er eine Metallleiter, die nach unten führte. Ungelenk begann er hinabzusteigen, dabei blieb er mit dem Mantel hängen und riss ihn an der Tasche ein. Kaum war sein Kopf unter der Erdoberfläche verschwunden, ließ der Bucklige die schwere Klappe zufallen.

Markowski stand in absoluter Dunkelheit. Er tastete seine Umgebung ab und bewegte sich Schritt um Schritt vorwärts. Endlich stieß er an eine Wand. Knapp über dem Boden ertastete er eine Holzkiste. Er setzte sich darauf und begann, in seinen Taschen nach einem Feuerzeug zu kramen. Unglücklicherweise hatte er vor Kurzem den Bitten seiner Geliebten nachgegeben und aufgehört zu rauchen. Im Geiste verfluchte er diese Entscheidung.

Die Kälte kroch langsam in seine Hände und Füße. Markowski stand auf und ging mit ausgestreckten Armen weiter, bis er erneut gegen eine Wand stieß. Er stolperte, fluchte, richtete sich ungelentk wieder auf und marschierte in die entgegengesetzte Richtung, bis er wieder an der Metallleiter ankam. Ängstlich stieg er nach oben. Als er kurz innehielt, hörte er das Geräusch eines anspringenden Motors. Der Bucklige fuhr weg. Markowski fluchte laut und stieg weiter die Sprossen hinauf. Als er die Metallklappe erreichte, drückte er mit Kopf und Schultern dagegen. Die schwere Platte bewegte sich keinen Millimeter. Markowski gab nicht auf und versuchte es erneut. Dabei rutschte sein rechter Fuß ab, er verlor das Gleichgewicht und fiel mit dem Rücken auf den Betonboden. Seine Beine waren unnatürlich verdreht und ein rasender Schmerz ließ ihn das Gesicht verzerren. Mit der Hand ertastete er einen Knochen, der aus seiner zerrissenen Hose hervorstach. An den Fingern spürte er klebriges heißes Blut. Er versuchte aufzustehen, konnte aber seine Beine nicht bewegen und verlor das Bewusstsein.

Als er wieder zu sich kam, war es sechzehn Uhr. Doch das konnte er nicht wissen, denn seine schöne *Atlantica*-Uhr mit den phosphoreszierenden Zeigern war beim Sturz von der Leiter zerbrochen. Die Beine konnte er noch immer nicht bewegen. Seine Finger und die Nase waren taub. Allmählich verdrängte die Kälte den Schmerz und er wurde apathisch. Von Stunde zu Stunde sank seine Körpertemperatur. Bei siebenundzwanzig Grad wäre er tot. Und er behielt Recht.

Nach drei Tagen tauchte der Bucklige wieder auf. Er öffnete die Bodenklappe, leuchtete mit der Taschenlampe ins Loch und stieg hinunter. Markowskis Leiche lag unnatürlich verdreht auf der Seite. Der Bucklige zog den steifen Körper zur Leiter. Er band ihm ein Seil um die Brust und stieg wieder nach oben. Dann hievte er die Leiche keuchend Meter für Meter aus dem Keller und schleifte sie

zum Auto. Er verstaute sie im Kofferraum und fuhr auf der schneebedeckten Straße einige Kilometer nach Osten, bis er an einen kleinen Fluss kam. Im Wasser trieben Eisreste. Der Bucklige zerrte die Leiche aus dem Kofferraum und schleifte sie mit großer Mühe ins Schilf. Dann blitzte in seiner Hand ein Militärmesser auf. Als er damit zum ersten Mal in Markowskis Rücken stach, sprach er:

»Er ist vor Ostern verschwunden. Niemand wusste, was sie mit Ihm gemacht hatten. Sein Körper wurde im Fluss gefunden. Das war am Ostermontag.«

Eine Viertelstunde lang stach der Bucklige auf den toten Staatsanwalt ein. Das scharfe Metall durchdrang Stoffschichten, die sich mit Haut-, Muskel-, Knochenpartikeln und Blut zu schmierigen Fetzen vermischten. Dann knotete er das Seil auf, das noch immer um die Brust des Toten hing, und band es ihm stattdessen um den Fuß. Das andere Ende schlang er um eine Trauerweide, die direkt am Wasser stand. Zum Schluss holte er einen Plastikbeutel aus seiner Tasche, in dem er einen weißen, behaarten Schmetterling aufbewahrte. Er steckte das Insekt in Markowskis aufgerissenen Mund und schob den Körper ins Wasser. Die Leiche fiel zwischen schmutzgraue Eisschollen, die sie fast verdeckten. Nur ein Bein ragte aus dem Wasser, von dem das Seil zum Baum führte. Erschöpft kehrte der Mörder in den warmen Wagen zurück und fuhr davon.

10. August 2004, Dienstag

Es war schon fast acht, als Tomasz Biernats Handys klingelte. Auf dem Display erschien der Name eines seiner Patienten. Kurz überlegte er, ob er das Handy nicht lieber auf den Tisch zurücklegen sollte, auf dem ein Glas kühles Bier stand, das er beim Fuß-

ballgucken trinken wollte. Aber es war zwecklos. Erstens würde es der Anrufer erneut versuchen, zweitens war er einer seiner besten Privatpatienten, die ihm immerhin ein gutes und regelmäßiges Einkommen bescherten, und drittens ging Biernat davon aus, dass das Gespräch bestimmt nur eine simple Beratung und daher schnell erledigt wäre. Und wenn nicht, könnte er kurz die paar Meter zu dem Anrufer übergehen – sie waren schließlich fast Nachbarn.

Biernat nahm mit einem knappen »ja« ab, das keinen Zweifel daran ließ, dass Anrufe um diese Zeit den Gipfel der Taktlosigkeit darstellten. Als er aber hörte, worum es ging, griff er zu seinem Arztkoffer und verließ in Hausschuhen und im Laufschrift das Haus.

Auf der Straße überlegte er, was ihn wohl erwartete. Am Telefon war die Frau des pervers reichen Immobilienmaklers gewesen, der im Privatleben Alkoholiker war und unter strenger Geheimhaltung einige Entzugsbehandlungen und eine strikte Abstinenzphase in einer Privatklinik absolviert hatte. Biernat versorgte ihn mit Nemexin, einem Mittel gegen Depressionen. Und nun hatte dieser Idiot wohl mittags wieder Schnaps gesoffen, sodass es ihm jetzt sehr schlecht ging. Er musste sich übergeben, hatte Durchfall und zitterte am ganzen Körper. Wenn Biernat Pech hatte, würde er einen seiner besten Privatpatienten verlieren.

Als er die Tür zur Villa des Maklers aufriss ohne anzuklopfen, bot sich ihm folgendes Bild: In der Mitte des überdimensionierten Salons standen die Hauseigentümer an eine Säule gefesselt. Biernat war in eine Falle getappt. Dann bemerkte er die dritte Gestalt im Raum: Ein nicht allzu großer Mann schloss hinter dem überraschten Arzt die Tür. Überganglos holte er aus und schlug Biernat einen Spazierstock mit Messingknauf vors Schienbein. Der Schmerz zuckte durch die Beine bis in die Hüfte. Biernat fiel auf die blank polierten Fliesen aus spanischem Terrakotta, direkt vor die Füße des Angreifers.

Jetzt konnte er ihn besser sehen. Der Mann hatte einen Buckel und für seine unverhältnismäßig langen Beine einen kurzen Oberkörper, aus dem halslos ein Riesenkopf hervorwucherte – oder vielmehr etwas, das früher ein Kopf gewesen war. Denn dem Ungeheuer fehlte das rechte Ohr, und über die gesamte rechte Gesichtshälfte zog sich eine braune geleeartige Verkrustung. Offenbar hatte ihn Feuer oder Säure so verunstaltet. Er hatte weder Augenlider noch Wimpern. Die Augen des Mannes waren grau und unruhig. Auf seinem kahlen Schädel glänzten Schweißtropfen. Er erinnerte an eine gigantische Spinne. Biernat bemerkte auch die Hände in den schwarzen Lederhandschuhen, die jetzt ein Messer hielten. Der Angreifer legte ihm die Klinge an die Kehle und befahl ihm, zur Treppe zu kriechen. Der Arzt gehorchte wortlos. Er schob sich an den geknebelten Menschen vorbei, deren Hände mit einer Wäscheleine so aneinandergefesselt waren, dass sie die Säule umfassten und ein zitterndes Ornament formten. Die Schuhe des Hausherrn standen in einer ziemlich großen stinkenden Pfütze.

Biernat kroch ungeschickt die Treppe hoch. Wenn er abrutschte, stach der Peiniger ihm mit der Messerspitze in den Hintern und trieb ihn mit Fußritten weiter. Mit großer Mühe erreichte der Arzt schließlich das Obergeschoss. Er kannte das Haus, hatte den zitternden alten Trinker hier oft besucht. Jetzt zitterte er selbst, in Panik. Sie erreichten das Schlafzimmer. Der Bucklige stieg über den Rücken des Arztes hinweg und riss die Bettwäsche vom Ehebett. Mit dem Messer schlitzte er die dicke Matratze auf. Stück für Stück trennte er Stoffschichten heraus, bis er zu den Stahlfedern gelangte. Er säuberte sie von Schaumstoffresten und Rosshaar. Mit schriller Stimme befahl er Biernat, Hose und Hemd auszuziehen. Der entsetzte Arzt gehorchte ohne Widerrede. Er kannte seinen Peiniger. Er wusste auch, dass die letzte Stunde seines Lebens vor ihm lag. Kurz überlegte er, welche Tortur ihm zuteil werden würde, und der

Gedanke an Flucht durchzuckte ihn. Kaum merklich drehte er sich zum Fenster. In diesem Moment zog ihm der andere die Messerklinge über den Rücken. Mit einem lauten Schrei stürzte der Arzt auf den dicken Teppich.

Der Bucklige schob ihm ein Stück Schaumstoff in den Mund und befestigte es mit einem Leinenstreifen. Dann befahl er seinem Opfer, sich auf das nackte Metallgerüst zu legen. Biernat gehorchte. Die Sprungfedern zerstachen ihm Rücken, Hintern, Oberschenkel und Schultern. Ihre Spitzen bohrten sich in die Haut und rissen sie auf. Blut tropfte auf den Teppich. Dann packte der Bucklige die Arme seines Opfers, breitete sie aus und fesselte sie mit einer Schnur ans Bettgestell. Genauso verfuhr er mit den Beinen. Der Schmerz wurde so unerträglich, dass der Arzt das Bewusstsein verlor.

Als er wieder zu sich kam, bemerkte er ein dickes schwarzes Stromkabel, das mit dem metallenen Bettgestell verbunden war. Er hörte die Worte, die der Bucklige über seinem Kopf deklamierte: »Am 10. August wurde Er in der Via Tiburtina auf ein glühendes Gitter gelegt. Darauf wurde Er zu Tode gequält.«

Der Henker hob den Stecker des schwarzen Kabels. Langsam, wie in Zeitlupe, näherte sich seine Hand der Wand. Mit den Worten: »Ich sende diesen Häretiker zu Dir, o Gott! Fülle ein gerechtes Urteil über ihn!«, schob der Bucklige den Stecker in die Steckdose. Ein Stromstoß ging durch die Sprungfedern des Bettes. Das Gewebe des Mannes fing an zu schmoren, seine Muskeln krampften und sein Herzschlag setzte aus. Das Zimmer füllte sich mit dem Gestank verkohlter Haut. Der Körper zuckte und dann lag er still.

Der Mörder zog das Kabel aus der Steckdose und holte einen Plastikbeutel aus der Tasche. Vorsichtig entnahm er ihm einen behaarten Schmetterling und versuchte, ihn zwischen die toten Lippen des Arztes zu schieben. Doch der Mund war starr und verkrampft. Der Bucklige schlug ihm mit dem Messerknauf die Vorderzähne

aus und legte dann das Insekt in die blut- und schaumgefüllte Mundhöhle. Dann wischte er seine Handschuhe an einem Stück Leinen ab und steckte das Messer wieder in die Tasche. Langsam stieg er in den pompösen Salon hinunter. Als er an der Säule vorbeiging, bemerkte er, wie die Frau mit letzter Kraft versuchte, den Körper ihres Mannes zu stützen, dessen Herz versagt hatte. Irgendwie war es ihr gelungen, den Klebestreifen von ihrem Mund abzureißen. Als sie den Mörder sah, begann sie zu schreien und um Erbarmen zu flehen. Er gab ihrem flehentlichen Bitten nach und verließ schweigend das Haus.

13. August 2004, Freitag

Seit zwei Stunden rollte Pawel Werens mit seinem neuen roten Golf GTI auf der Fernstraße 7 Richtung Norden. Er lehnte sich in dem karierten Sitz zurück und spürte das Leder des schwarzen Lenkrads in seiner rechten Hand. Dank der sportlichen Ausstattung glitt das Auto ruhig über den Asphalt. Beim Gedanken an die viertausend Zloty, die ihn die technischen Extras gekostet hatten, verzog Werens das Gesicht. Im Grunde genommen bereute er die Ausgaben aber nicht. Er hatte schon immer so ein Auto haben wollen. Kurz vor Olsztynek schloss er das Schiebedach. Das Wetter ließ heute zu wünschen übrig – der Himmel zog sich zu und es fing an zu nieseln. Eine Wetterkapriole, nicht mehr. Seit zwei Wochen war es sehr heiß. Über der staubigen Straße bildete sich ein Dunstschleier.

Die Hauptstraße bog nach Westen ab, Richtung Gdansk. Werens nahm jedoch eine andere Strecke: er nahm die 51, die bis zur Grenze der russischen Enklave Kaliningrad führte. Ganz so weit

wollte der junge Mann aber nicht fahren. Ziel seiner Reise war Olstyn, jahrhundertlang auch als Allenstein bekannt, die mittelgroße Hauptstadt dieser Region. Mit seinen zweihunderttausend Einwohnern war es nach Kaliningrad der zweitgrößte Ort Ostpreußens und bis zum letzten Krieg Garnisonsstadt. Hier öffnete sich das Tor zu Masuren – touristische Region mit Hunderten von Seen und weiten, noch unberührten Wäldern.

Werens hatte einen Nachrichtensender eingestellt, in dem jeden Morgen das aktuelle Zeitgeschehen aus Politik und Gesellschaft kommentiert wurde. Heute ging es um Geheimdienste und um das Ausmaß der Missstände in ihren Reihen. Ein Oberst im Ruhestand, dessen Namen Werens nicht verstanden hatte, sagte gerade mit sonorer Stimme:

»Nach der Wende wurden in Polen über siebzig Prozent der Beamten des Staatsapparats entlassen und durch neue ersetzt. Und es gibt weiterhin Entlassungen und Neueinstellungen. Die Reihen werden immer weiter gesäubert.«

»Ist das ein gutes Zeichen?«, fragte der Journalist.

»Selbstverständlich!«

»Wo liegt dann das Problem?«

»Aus dem militärischen Nachrichtendienst WSI wurde kaum einer entlassen. Ein paar läppische Prozent! Sind Sie sich der Dimension dieser schizophrenen Situation bewusst? Verstehen Sie das Ausmaß? Das sind Leute, die Waffenverkäufe an die russische Mafia zu verantworten haben! Die umgehen das von der UNO verhängte Waffenembargo! Alle Spione, die in den letzten Jahren in unserem Land gefasst wurden, standen auf der Gehaltsliste unserer Nachrichtendienste, arbeiteten aber für beide Seiten.«

»Kurz gesagt: Verräter.«

»Als was soll man sie sonst bezeichnen? Diese Menschen verfügen über ungeheure Macht. Sie arbeiten mit Methoden wie Erpres-

sung oder Einschüchterung. Seit Jahren belasten sie unser Land. Sie zersetzen es von innen.«

»Was sollte man denn Ihrer Meinung nach tun?«

»Alle entlassen. Und zwar sofort! An ihre Stelle sollten andere treten, die nicht in die alten Seilschaften verstrickt sind. Die den Staat schützen, statt ihm zu schaden.«

»Warum wird das nicht getan?«

»Weil diejenigen, die solche Veränderungen einleiten könnten, ihnen verpflichtet sind. Sie haben Angst. Sie werden alles tun, um den gegenwärtigen Zustand beizubehalten.«

»Sie sind also der Meinung, dass alle hohen Staatsbeamten unter Druck stehen?«

»Jeder von uns hütet ein Geheimnis oder hat etwas zu verbergen.«

Werens wiederholte lautlos: »Jeder von uns hütet ein Geheimnis oder hat etwas zu verbergen.« Dann wechselte er den Sender. Aus den Lautsprechern dröhnte rhythmische Musik. Er beschloss, sich hinter dieses Thema zu klemmen, sobald er wieder in Warschau war. Als aufgehender Stern am Journalistenhimmel musste er sich mit brandaktuellen News befassen. Dazu gehörte zweifelsohne die Reform der Nachrichtendienste. Dazu gehörte leider auch eine Mordserie, die die Öffentlichkeit in letzter Zeit in Aufregung versetzte.

Vor einigen Tagen hatte sich im Land die Nachricht vom dritten Opfer des *Schmetterlings* verbreitet. So nannte man den Verbrecher, der es auf ältere Männer abgesehen hatte. Werens hatte sich mit Händen und Füßen dagegen gewehrt, dieses Thema zu übernehmen. Ihm war auch egal, dass die Geschichte Geld und Ruhm versprach. Er hatte diese Reise nach Norden um jeden Preis vermeiden wollen, hatte andere Arbeit vorgeschützt, aber es nützte nichts. Man ließ ihm keine Wahl. Die Redaktion hielt ihn für den besten Mann für diesen Einsatz. Unbedacht hatte Werens seine Herkunft erwähnt. Er hatte seine Kindheit und Schuljahre in Ol-

sztyn verbracht, dort Abitur gemacht. Dann war er nach Warschau gegangen, um Journalistik zu studieren. Den Grund, warum er nicht in diese Stadt zurückkehren wollte, verbarg er allerdings in der dunkelsten Ecke seiner Seele.

Allmählich näherte er sich den Vororten und erkannte einiges wieder. Rechts lag Brzeziny – eine Siedlung mit Einfamilienhäusern für Wohlhabende. Links sah er den Campus der Universität. Er fuhr langsamer, um sich die neuen Bauten genauer anzusehen. Plötzlich ging ein Ruck durchs Auto. Etwas musste ihm unter die Räder geraten sein. Im Rückspiegel sah er einen braunen Hund, der die Hinterläufe nachzog. Mit großer Mühe und herzerreißendem Jaulen versuchte er, sich von der Fahrbahn zu schleppen. Werens wurde blass, hielt an und schaltete das Radio aus. Er sprang aus dem Auto und lief zu dem verletzten Tier mitten auf der Fahrbahn, was einen Rückstau verursachte, der von Minute zu Minute wuchs. Die Fahrer hupten oder drohten mit geballter Faust. Niemand zeigte Verständnis oder streckte seinen Kopf in den Regen, um Hilfe anzubieten oder Mitleid mit dem verwundeten Tier zu bekunden.

Werens hob den Hund vorsichtig auf und trug ihn langsam zu seinem Wagen. Ohne sich um das Blut auf der Straße und auf seiner Hose zu kümmern, legte er das Tier auf die edlen Lederpolster in seinem Wagen. Dann wendete er und fuhr zur Tierklinik in der Obitza-Straße, zu der sie mal einen Schulausflug gemacht hatten. Das musste in der elften Klasse gewesen sein. Es war kein schlechtes Gymnasium gewesen, mit tollen Lehrern. Aber dann fiel ihm das Absurde der Situation auf. Während in seinem Auto ein verletzter Hund jaulte, dachte er gerührt an Zeiten zurück, die er eigentlich um jeden Preis vergessen wollte.

Mit quietschenden Reifen hielt Werens vor dem Eingang der Tierklinik. Er nahm das benommene Tier auf den Arm und eilte mit ihm ins Gebäude. An der Anmeldung wurde er sofort in ein

Behandlungszimmer geschickt. Die junge, hübsche Tierärztin stellte keine Fragen. Im Zimmer saßen außer ihr noch zwei junge Menschen, wahrscheinlich Studenten im Praktikum. Werens ging hinaus, während der Hund eine Spritze gegen die Schmerzen bekam. Er lief nervös um sein Auto, schließlich stieg er ein und zündete sich eine Zigarette an. Verdammt. Er wusste, warum er nicht hierherkommen wollte. Hier passierte ihm nie etwas Gutes. Und jetzt noch dieser verfluchte Köter. Es war seine Schuld. Er hatte nicht aufgepasst. Diese gottverdammte Stadt hatte ihn abgelenkt. Zum Teufel mit ihr!

Er hielt es im Auto nicht mehr aus, zog ein letztes Mal an der Zigarette und stieg wieder aus. Es regnete noch immer und nach ein paar Minuten war er völlig durchnässt. Er kehrte ins Klinikgebäude zurück, setzte sich auf eine Holzbank in der Ecke des Flurs und wartete. Um sich die Zeit zu vertreiben, blätterte er die Tierfutter-Broschüren durch. Menschen mit Tieren kamen und gingen. In der Luft hing der Geruch von Brennspritus. Davon wurde ihm übel und er hielt sich die Nase zu. Nach einer Stunde kam die hübsche Tierärztin aus dem Behandlungszimmer und Werens sprang auf.

»Fahren Sie immer so?«, fragte sie.

»Nur in dieser Stadt«, erwiderte er und verbarg sein Gesicht in den Händen.

»Schlechte Ausrede. Kennen Sie den Hundebesitzer?«

»Ebenso wenig, wie ich Sie kenne.«

»Ich hoffe, das ist kein Grund, mich auch anzufahren.« Sie verzog missbilligend das Gesicht. Die Situation wurde unangenehm, Werens' Nervosität und Unsicherheit wuchsen. Sollte er vielleicht flüchten? Die Ärztin klopfte ihm auf die Schulter.

»Keine Sorge. Ein offener Bruch der Hinterpfote den wir richten konnten. Der Rest sind Prellungen. Keine inneren Verletzungen. Er bleibt ein paar Tage bei uns.«

»Und dann?«

»Wir geben ihn im Tierheim ab. Es ist ein herrenloser Hund. Das sieht man sofort.«

»Ich verstehe. Was bin ich Ihnen schuldig?« Er sah sie fragend an. Sie sah immer noch verärgert aus.

»Nichts. Es ist ja nicht Ihr Hund.«

»Aber ich habe ihn verletzt. Wie viel?«

»Passen Sie in Zukunft besser auf. Insbesondere in dieser Stadt, die Sie so hassen.«

»Woher wollen Sie das wissen?«

»Das haben Sie doch selbst gesagt.«

»Habe ich das tatsächlich gesagt? Dann muss es wohl stimmen. Auf Wiedersehen.«

Er gab der Frau die Hand und verließ langsam das Gebäude. Den Rest der Strecke zum Hotel legte er im Schneckentempo zurück. Er hatte keine Lust auf weitere Überraschungen. Nur Ruhe und Distanz konnten ihn vor weiteren Problemen in dieser Stadt bewahren.

– Ende der Leseprobe –